

# b e n d = e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 2.

Donnerstag, den 5. Januar.

1854.


„Sie preßte zehn Lilien auf seine Locken,  
Zwei brennende Rosen auf seinen Mund,

Ausschlug er das Auge süß erschrocken  
Und ward für alle Zeiten gesund.

(Carl Beck.)

## Ein Abenteuer Dellmanns.

Novelette.

m Großen und Ganzen ist dasselbe Gesetz des Allwaltens, wie in dem, was ihr einzeln, geringfügig oder klein nennt. Der Genius, welcher ewig verjüngt die Menschheit mit einem Bande umschlingt, das ihr nicht fehlt, weil es aus zu feinen Fäden gewoben ist, wird euch nur begreiflich in seinen Auserwählten oder wird es auch nicht, je nachdem ihr ihm näher steht oder ferner. Groß sind dazum nur die Nationen, welchen ihn sahen und begriffen, edel nur die, welche ihn würdigten. Ein Volk, das seine Künstler und Dichter nicht ehret, verdient in Wahrheit den Namen, welchen die Hellenen allen gaben, die nicht den tönenden Worten Sophokleischer Tragödien und Homerischer Gesänge lauschen konnten, welche vor Phidias Götterbildern theilnahmslos wie vor den Felsen Scythiens stehen mußten.

Das mochte Schwedens bester und größter Herrscher, Gustav III., den Ankerströms Kugel wie ein letzter Unheilbote alter und überwundener Weltanschauung traf, denken, als er seinen reichen glänzenden Hof mit den Priestern der Kunst belebte; als er den Musen selbst huldigend ihnen im Fürstenhause eine glänzendere Stätte bereitete, als sie unter dem gastfreundlichen Dache des Volkes finden

konnten. Das mochte ihn bestimmt haben, Scandinaviens Anakreon, den Dichter Karl Bellmann, an seine Person und seinen Hof zu fesseln.

Er hatte ihm in irgend welcher Kanzlei eine Secretairstelle gegeben. Der heitere Dichter trat dieselbe gegen Behaltung der Hälfte des Gehalts ab — das war kein Geschäft für ihn, die mit Blei belastete Kanzleifeder über dickes Aktenpapier zu ziehen. Die Ungebundenheit, welche ihm daraus erwuchs, benutzte er trefflich. Er sang, er liebte und trank. Er diente der heiligen weltlichen Dreieinigkeit: dem Vater: der Liebe; dem Sohn: dem Gesang; dem heiligen Geist: dem Wein in immer neuer Begeisterung. Nur einen kleinen Theil seiner Lieder hat uns die papierne Unsterblichkeit aufbewahrt, eine ungleich größere Zahl ist in die Saiten der Cyther verbracht, am Munde der Liebe verhaucht, in das goldene Maß der Reben versenkt worden.

Bellmann hatte zwar oft und viel geliebt. Aber er liebte eben jetzt wieder „zum erstenmale wahrhaft.“ So sagte er sich tausendmal täglich selbst vor, und auch — wie konnte er geliebt haben, ehe er die Gräfin Ebba Kjörden, die herrlichste Tochter des stammverwandten Dänemarks, kennen gelernt hatte. Was war alle weibliche Schönheit gegen ihre schlanken und lockenden Glieder, was das Feuer aller Augen gegen das mild blaue Licht der ihren, was alle Lockenpracht gegen die stolzwallenden goldenen Haarwellen Ebbas? Dreimal nur hatte sie der

Sänger am Hofe gesehen, und schon schlich er betrübt durch die Straßen Stockholms seiner Wohnung zu.

„Die Götter haben mich verlassen!“ seufzte er. „Was hilft mir all mein Glück bei den Schönen, wenn ich bei der Schönsten kein Glück habe, was soll ich mit den Tulpen, wenn ich die Rose vor Dornen nicht erreichen kann; Ebba, die Sünde, einen Bräutigam zu haben, darf dir Gott nicht vergeben!“

Gräfin Ebba Rjörden war verlobt mit dem Freiherrn Erich Sture, einem Nachkömmling des tapfern Reichsverwesers, der einst Schweden gegen Christian den zweiten bis zum Tode geschützt hatte, und sie war ihm verlobt durch Liebe. Für Carl Bellmann, den Dichter, gab es also nicht den kleinsten Schatten einer Hoffnung.

„Ich werde krank,“ sagte er sich mißmuthig. Ein einziger Kuß von ihren Lippen könnte mich heilen — in ihm würd' ich alle meine Liebe versenken. Nur einen Kuß!“

In solcher trüben Stimmung traf ihn ein Handbillet des Königs. Gustav befragte den Sänger wegen verschiedener von Bellmann vorgeschlagener Abänderungen in dem vom König gedichteten neuen Trauerspielen und lud ihn zu einem jener glänzend üppigen Maskenfeste ein, die am Hofe von Stockholm beliebt waren und auf deren letztem den edlen König die Todeskugel traf.

Bellman war unschlüssig, ob er gehen solle oder nicht. Seine in der That gedrückte Stimmung ließen ihn dort überflüssig erscheinen und sprachen dagegen; die letzten Zeilen des königlichen Schreibens dafür: „Du wirst kommen!“ lauteten sie. „Denn Ebba Rjörden, die Dir nicht mißfallen zu haben scheint, ist anwesend — ohne Erich Sture, der als Hermes des Zeus Gustav nach Finnland flog und erst in einigen Tagen zurückkehren kann!“ —

„Wie muß ich mich wieder ungeschickt benommen, haben“ rief Bellmann nach Lesung dieser Worte im komischen Zorne. „Der König weiß bereits um meine Leidenschaft. Freilich hat er für dergleichen Dinge Argusaugen.“

Er beschloß indeß zu gehen. Als es Abend wurde und die letzten glühenden Streifen der Sonne in den Mälarsee hinabtauchten, kleidete er sich prächtig an. Er pflegte sonst ziemlich unschein-

bar einher zu gehen, aber heute galt es ja neben dem glänzenden Hofadel Gustavs zu stehen, und nicht vor ihm zurücktreten zu müssen.

„Ich werde sie sehen,“ jauchzte er unterwegs. „Ohne ihren lästigen Begleiter, ohne den fatalen Grafen, der immer aussieht wie ein getrockneter Fisch aus Finnland! Nein doch! Pfui, schäme Dich, Bellmann, daß Du gar anfängst zu verlümmeln. Ein neuer Beweis, wie die Liebe den Menschen verwandelt, das Unterste zu oberst kehrt!“

Während dieser Monologe eigenthümlichen Inhalts war er am Ballhaus angelangt. Er flog die Treppen hinan, beobachtete das glänzende Getümmel um sich her weiter gar nicht, erwiderte kaum die Grüße, die ihm von allen Seiten zugewinkt und zugenickt wurden, und stand bald in dem Saale, welcher von buntsfarbigen phantastischen Gestalten erfüllt war, und dessen Räume von den rauschenden Klängen einer Ecossaise durchzogen wurden. —

Des Dichters Auge irrte unstät umher. Sein Gesicht glühte, er sah die liebliche Ebba soeben im Arme des Kammerherrn von Holstein vorüberfliegen. Er suchte den König und brauchte nicht lange zu suchen. Gustav III., welcher den Eintritt Bellmanns wohl bemerkt hatte, kam freundlich lächelnd auf ihn zu. Kaum nahm sich der Poet Zeit den König zu begrüßen, dann sagte er hastig: „Majestät! Sie müssen den Adel aufheben!“

„Was?“ fragte Gustav, einen Schritt zurücktretend.

„Ich erflehe! — nein, ich verlange die sofortige Aufhebung des Adels!“ redete der Dichter in Ertase.

„Nun,“ meinte der König: „Du bist rasch, lieber Bellmann! Es könnte dann kommen, daß Hüte und Mützen, welche jetzt auf dem Balle sogar sich grimmige Gesichter zeigen, einig würden, und uns unter einen Hut, den des Narren brächten! Aber was hast Du eigentlich?“

„Majestät!“ fuhr Bellmann fort, auf die tanzenden Paare deutend, „ich bin höchst unglücklich. Die ver — Standesvorurtheile — da! die Gräfin!“

Aus diesen halbgebrochenen Aeußerungen wurde dem König die Situation sofort klar. Lachend sagte er: „geh nur, Bellmann! Gehe und tanze, so es Dir Vergnügen macht. So lange ich hier zu

befehlen habe, hört der Standesunterschied auf! Ihr seid alle meine Gäste!"

Hin flog der Dichter. Der Kammerherr hatte die Gräfin eben verlassen, Bellmann benutzte den günstigen Moment und machte der Gräfin eine Verbeugung, der *maitre de plaisir* Ludwigs des XV. hätte darüber entzückt sein müssen. — Bellmanns Herz bestand, wie ein berühmter Anatom der Universität Upsala scherzhaft meinte, aus lauter Brennstoff. Aber auch sprödere Elemente wären von dem Lichte, das aus Ebba Kjördens Augen strahlte, ergriffen worden. Die junge Gräfin schien über die Bekanntschaft des geistreichen Dichters erfreut. Sie unterhielt sich eine halbe Stunde auf das Angenehmste mit ihm. Der arme Bellmann verging während derselben beinahe in süßen Qualen. Die Bitte um einen Tanz ging ihm nur stoßend über die Lippen und verrieth der Gräfin die Geheimnisse seines Herzens.

Mit der größten Liebenswürdigkeit gewährte ihm Ebba Kjörden seinen Wunsch. König Gustav, der wieder in der Nähe stand, nickte dem eigenthümlichen Paare vergnügt zu. Es war auch ein seltener Anblick! die graziöse, harmonische, verkörperte Liebenswürdigkeit und die geniale, ausgelassene Ungebundenheit in solcher Weise neben einander zu sehen. —

Aus einem Tanze wurden drei. Bellmann schwor bei sich, ein brillantes Spottgedicht auf den Propheten Mahomed und seine sieben Himmel sammt allen Houris zu fertigen. Er sann über dasselbe nach — aber seine Stimmung war nicht geeignet dazu. Auch Liebesverse wollten ihm nicht gelingen.

„Um meine Gefühle auszudrücken, würde mir Hellas Sprache zu grob sein — geschweige mein holprig Schwedisch!“ Niemand kann seinem Schicksal entgehen. So auch der Poet der Poesie nicht. Bellmann versank immer tiefer in seine Träumereien, die Gräfin, welche es bemerkte, führte ihn sacht bei Seite und ohne es zu wissen, sank er in die Polster eines blau sammtnen Sophas, wo er einschummerte. Ebba Kjörden kehrte in den Saal zurück und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick nach der Thür des Seitengewächs. Da kam ihr ein Gedanke. Er kam plötzlich vom Himmel,

also mußte er gut sein. „Ich will seine Liebe belohnen. Er schlummert, ich will seine Lippen küssen und wenn er erwacht, wird er glauben, daß es ein Engel gethan!“

Die Idee war so reizend, so naiv, so poetisch! Unbemerkt von Jedermann trat Ebba in das Cabinet, wo der Dichter im Aether der Träume schwebte. Ein wenig zitternd kam sie näher. Die einzige Kerze, welche auf dem Armleuchter brannte und die reichen Decoration des Zimmer beschien, warf ihr Licht halb auf eine herliche Gruppe. Der schlummernde Bellmann, der im Traume den Namen Ebba mehr als einmal flüstert, die reizende junge Dame wie eine Aphrodite auf ihn herabgeneigt und seine Stirne, seine Lippen leise anhauchend. Und einen Moment darauf erwacht der Dichter und sieht seine Angebetete. Die Genien der Kunst und der reinen Liebe schweben über dem Paare.

In diesem Momente hallen Schritte. Graf Erich Sture steht wie der Engel des Paradieses, die Hand am Degen, hinter demselben.

Das himmlische Idyll droht einen tragischen Schluß zu erhalten. Bellmann ist aus seinen Träumen erwacht, die Gräfin ebenfalls, — da erscheint der König.

„Ich muß wohl den Komödienonkel machen!“ ruft er. „O daß mein Sergel diese Gruppe nicht sah! Es wäre ein Marmorbild geworden wie wenige! Lieber Graf, blicken Sie Ihre Holde nicht ungnädig an, daß sie meinen Dichter zu neuen Liedern begeistert. Ich, König Gustav, sage gut für beide!“

„Wenn das ist,“ entgegnete Sture, die Hand vom Degen nehmend, „so,“ — er verbeugte sich gegen den König.

„Komm, Bellmann!“ rief dieser. „Ich habe Dir noch etwas zu sagen.“

Kaum hatten die beiden das Cabinet verlassen, als Ebba Kjörden ihren Geliebten umarmte und feurig küßte. „Siehst Du, theurer Erich! ich wollte auch einmal poetisch sein. Hochpoetisch und da“ —

„Gabst Du der Kunst einen Weihkuß“ ergänzte Sture. „Ich verzeihe Dir, wenn ich dafür heute noch reichlich mit Küßen entschädigt werde,“ setzte er scherzend hinzu. —

„Der Dichter, der sich eines solchen Abenteuers rühmen kann, soll mir kommen!“ sagte Bellmann, als er am Morgen beseligt und stolz nach Hause gelangte. Seine Liebeskrankheit war mit Ebba's Kusse geheilt.  
A. S.

## Gedichte

### Der Bach.

Es kommt vom Berg herab ein Bach,  
Der fließt ins Thal hinunter,  
Und hüpfet den fliehenden Winden nach  
Gar fröhlich und gar munter:

„Ihr bunten Schmetterlinge all'  
Auf Wiesen und Gehegen,  
Ihr Blumen an dem Hügelwall,  
Guch komm' ich jetzt entgegen.“

Er schaut nach jedem Blumenstern,  
Doch alle, ach! entweichen,  
Die Rosen sieht er nur von Fern'  
Und kann sie nicht erreichen.  
In öden Sand verrinnet er,  
Getrennt von andern Bächen,  
Da schleicht er sacht und seufzt er schwer  
Und weint durch öde Flächen.

Es spricht der Himmel aus der Höh':  
„Was willst Du Dich betrüben?  
Laß ab mit Weinen, laß Dein Weh,  
Bin ich Dir nicht geblieben?  
Glänz' ich denn nicht mit meiner Pracht  
Zu Dir aus meiner Ferne,  
Die Sonn' am Tag, und in der Nacht  
Der Mond und tausend Sterne?“

„Bin ich nicht mehr in meinen Höh'n,  
Als Blumen, die verderben?  
Wie bald wird die der Herbst verwehn,  
Doch ich kann nimmer flehen.  
Dich lockt der Blüten sücht'ges Roth?  
Das bunte Glanzgewimmel  
Ist morgen blaß, ist morgen todt,  
Doch ewig ist der Himmel.“

„Drum harre aus in Deinem Lauf  
Und lasse all' Dein Grämen,  
Dann will ich Dich zu mir herauf  
Zu meine Höhe nehmen.  
Dann sollst Du ewiglich mit mir  
Bei Mond und Sonne leben,  
Und sollst am hohen Himmel hier  
Als lichte Wolke schweben.“

„Wohl ist der blaue Himmel schön,  
Und schön ist Mond und Sonne,  
Und zu den nachgestirnten Höh'n  
Seh' ich mit stiller Wonne,  
Und aller Wolken raschen Zug  
Den schaue ich mit Freuden,  
Doch ist das alles nicht genug  
Und endet nicht mein Leiden.“

„Denn droben Sonne, Mond und Stern,  
Die sind nicht meines Gleichen,  
Sie sind so himmelhoch und fern,  
Ich kann sie nicht erreichen.  
Ein summend Biennen von der Flur,  
Ein Blatt, das fliegt vorüber,  
Ein einzig kleines Blümchen nur  
Das wäre mir viel lieber.“

„Blickst auch mit hellem Schimmer Du  
Von Deinen Sternenhügeln,  
Was soll die ewig kalte Ruh  
In meiner Wellen Spiegeln.  
Mag auch die Blume schnell verwehn,  
Sie kann mich doch verstehen,  
Sie duftet süß und blüht so schön  
Und kann mit mir vergehen.“

„Wenn sie, in Lieb' mit mir vereint,  
Theilnehm' an Freud' und Leide,  
Und mit mir lacht und mit mir weint,  
Wonn' wär es für uns beide;  
Zu ihren Füßen wollt' ich ruhn,  
Mir ihre Lieb' erwerben,  
Doch einsam ist mein Leben nun,  
Und einsam ist mein Sterben.“

„Und muß es denn gestorben sein,  
So will auch gern ich sterben,  
Dann endet alle Liebespein  
Und alles Liebeswerben.  
Doch, Himmel, hör', ich flehe Dich,  
Wenn wir uns dort begegnen,  
Laß noch einmal zur Erde mich  
Auf Blumen niederregnen.“

„Nicht sei der Himmel eh' begrüßt,  
Bis ich in süßer Labe  
Mich satt gerauschet, satt geküßt  
Und satt gesungen habe;  
Und leben möcht' ich freudenvoll  
Ein frohes Liebesleben,  
Eh' ich am blauen Himmel soll  
Als Himmelswolke schweben!“

Friedrich Roch.

## Programm zur neunten Symphonie von Beethoven.

Von  
Richard Wagner.\*)

Bei der großen Schwierigkeit, die demjenigen, der zu einem genaueren und innigen Bekanntwerden mit diesem wundervoll bedeutsamen Kunstwerke noch nicht gelangen konnte, bei seiner ersten Anhörung für das Verständnis desselben entsteht, dürfte das Bestreben wohl erlaubt erscheinen, einem wahrscheinlich nicht ganz geringen Theile der Zuhörer, der sich in der bezeichneten Lage befindet, nicht etwa zu einem absoluten Verständnis des Beethovenschen Meisterwerkes verhelfen zu wollen — da dies wohl nur aus eigener innerer Anschauung hervorgehen kann — sondern durch Hindeutungen wenigstens die Erkenntniß der künstlerischen Anordnung desselben zu erleichtern, die bei ihrer großen Eigenthümlichkeit und noch gänzlich unnachgeahmter Neuheit dem weniger vorbereiteten und somit leicht verwirrbaren Zuhörer zu entgehen im Stande sein dürfte. Muß nun zunächst zugestanden werden, daß das Wesen der höheren Instrumentalmusik namentlich darin besteht, in Tönen das auszusprechen, was in Worten unaussprechbar ist, so glauben wir uns hier auch nur andeutungsweise der Lösung einer unerreichbaren Aufgabe selbst dadurch zu nähern, daß wir Worte unsres großen Dichters Göthe zur Hülfe nehmen, die, wenn sie auch keineswegs mit Beethoven's Werke in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen und auf keine Weise die Bedeutung seiner rein musikalischen Schöpfung irgendwie durchdringend zu bezeichnen vermögen, dennoch die ihr zu Grunde liegenden höheren menschlichen Seelenstimmungen so erhaben ausdrücken, daß man im schlimmsten Falle des Unvermögens eines weiteren Verständnisses sich wohl mit der Festhaltung dieser Stimmungen begnügen dürfte, um wenigstens nicht gänzlich ohne Ergriffenheit von der Anhörung des Musikwerkes scheid'n zu müssen.

Erster Satz. Ein im großartigsten Sinne aufgefaßter Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt, die sich zwischen uns und das Glück der Erde stellt, scheint dem ersten Satze zu Grunde zu liegen. Das große Hauptthema, das gleich anfangs wie aus einem unheimlich bergenden Schleier nackt und mächtig heraustritt, könnte dem Sinne der ganzen Tondichtung nicht durchaus unangemessen vielleicht übersetzt werden durch Göthe's Worte:

„Entbehren sollst Du! Sollst entbehren!“

Diesem gewaltigen Feinde gegenüber erkennen wir

\*) Aus dem „Musikfest in Carlsruhe“ von Hoplit.

einen edlen Trotz eine männliche Energie des Widerstandes, der bis in die Mitte des Satzes sich zu einem offenen Kampfe mit dem Gegner steigert, in welchem wir zwei mächtige Ringer zu erblicken glauben, von denen jeder als unüberwindlich vom Kampfe wieder nachläßt. In einzelnen Lichtblicken vermögen wir das wehmüthig süße Lächeln des Glückes zu erkennen, das uns zu suchen scheint, nach dessen Besitz wir ringen und von dessen Erreichen uns jener tückisch mächtige Feind zurückhält, mit seinem mächtigen Flügel uns umschattend, so daß uns selbst der Blick auf jene ferne Huld getrübt wird und wir in finstere Brüten zurücksinken, das sich nur wieder zum trotzigem Widerstand, zu neuem Ringen gegen den freuderaubenden Dämon zu erheben vermag. So bilden Gewalt, Widerstand, Aufringen, Sehnen, Hoffen, Fast-Erreichen, neues Verschwinden, neues Suchen, neues Kämpfen — die Elemente der rastlosen Bewegung dieses wunderbaren Tonstückes, welche jedoch einigemal zu jenem anhaltenderem Zustande gänzlicher Freudlosigkeit herabsinkt, die Göthe mit den Worten bezeichnet:

„Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,  
Ich möchte bittere Thränen weinen,  
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf  
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,  
Der selbst die Ahnung jeder Lust,  
Mit eigensinnigem Kritteln mindert.  
Die Schöpfung meiner regen Brust  
Mit tausend Lebensirgen hindert.  
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenk't,  
Mich ängstlich auf das Lager strecken;  
Auch da wird keine Raft geschenkt.  
Mich werden wilde Träume schrecken.“

Am Schlusse des Satzes scheint diese düstere freudlose Stimmung, zu riesenhafter Größe anwachsend, das All zu umspannen, um in furchtbar erhabener Majestät Besitz von dieser Welt nehmen zu wollen, die Gott — zur Freude schuf. —

Zweiter Satz. Eine wilde Lust ergreift uns sogleich mit den ersten Rhythmen dieses zweiten Satzes: eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgerissen werden zum Taumel, zur Betäubung; es ist, als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor ihr flöhen, um in steten, rastlosen Anstrengungen ein neues, unbekanntes Glück zu erjagen, da das alte, das uns sonst mit seinem fernem Lächeln bestrahlte, uns gänzlich entrückt und verloren gegangen zu sein scheint. Göthe spricht diesen Drang auch für hier vielleicht nicht unbezeichnend durch die Worte aus:

„Von Freude sei nicht mehr die Rede:  
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß! —  
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit  
Uns glühende Leidenschaften fällen!  
In undurchdrungenen Zauberhüllen  
Sei jedes Wunder gleich bereit!  
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit.“

In's Rollen der Begebenheit!  
Da mag denn Schmerz und Genuß,  
Gelingen und Verdruß,  
Mit einander wechseln wie es kann;  
Nur rastlos bethätigt sich der Mann!"

Mit dem jähen Eintritt des Mittelsages eröffnet sich uns plötzlich eine jener Scenen irdischer Lust und vergnüglichen Behagens: eine gewisse derbe Fröhlichkeit scheint in dem einfachen, oft wiederholten Thema sich auszusprechen, Naivität, selbstzufriedene Heiterkeit, und wir sind versucht, an Göthe's Bezeichnung solch bescheidener Vergnüglichkeit zu denken:

„Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest;  
Mit wenig Wig und viel Behagen  
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz.“

Um solch eng beschränkte Heiterkeit als das Ziel unsres rastlosen Jagens nach Glück und edelster Freude anzuerkennen, sind wir aber nicht gestimmt: unser Blick auf diese Scene umwölkt sich, wir wenden uns ab, um uns von Neuem jenem Antriebe zu überlassen, der uns mit dem Drängen der Verzweiflung unaufhaltsam vorwärts jagt, um das Glück anzutreffen, das wir ach! so nicht antreffen sollen. Denn wiederum werden wir am Schlusse des Sages nur auf jene Scene vergnüglichen Behagens herumgetrieben, der wir vorher schon begegneten, und die wir diesmal sogleich bei ihrem ersten Wiedergewahrwerden in unmuthiger Hast von uns stoßen. —

**Dritter Satz.** Wie anders sprechen diese Töne zu unsrem Herzen! Wie rein, wie himmlisch besänftigend lösen sie den Troß, den wilden Drang der von Verzweiflung geängsteten Seele in weiche, wehmüthige Empfindung auf! Es ist, als ob uns Erinnerung erwecke, Erinnerung an ein früh gewonnenes, reinstes Glück:

„Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß  
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;  
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,  
Und ein Gebet war brünstiger Genuß.“

Mit dieser Erinnerung kommt uns auch hier wieder jene süße Sehnsucht an, die sich so schön in dem zweiten Thema dieses Sages ausspricht, und dem wir nicht ungeeignet Göthe's Worte unterlegen könnten:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen  
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,  
Und unter tausend heißen Thränen  
Fühl' ich mir eine Welt entsiehn.“

Es erscheint wie das Sehnen der Liebe, dem wiederum, nur in bewegterem Schmucke des Ausdruckes, jenes Hoffen verheißende und süß beruhigende erste Thema antwortet, so daß es bei der Wiederkehr des zweiten uns dünkt, als ob Liebe und

Hoffnung sich umschlangen, um ganz wieder ihre sanfte Gewalt über unser gemartertes Gemüth zu erzingen.

„Was sucht ihr, mächtig und gelind  
Ihr Himmelstöne mich am Staube?  
Klingt dort umher, wo welche Menschen sind.“

So scheint das noch zuckende Herz mit sanftem Widerstreben, sie von sich abwehren zu wollen: aber ihre süße Macht ist größer als unser bereits erweichteter Troß; wir werfen uns diesem holden Boten reinsten Glückes überwältigt in die Arme:

„D tönst fort, ihr süßen Himmelslieder!  
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Ja, das wunde Herz scheint zu genesen, sich zu erkräftigen, und zu muthiger Erhebung zu ermannen, die wir in dem fast triumphirenden Gange, gegen das Ende des Sages hin, zu erkennen glauben: noch ist aber diese Erhebung nicht frei von der Rückwirkung der durchlebten Stürme; jeder Anwandlung des alten Schmerzes drängt sich aber sogleich neu besänftigend jene holde, zauberische Macht entgegen, vor der sich endlich wie in letztem erlöschenden Wetterleuchten das zertheilte Gewitter verzicht. —

**Vierter Satz.** Den Uebergang vom dritten Sage, der wie mit einem grollen Aufschrei beginnt, können wir ziemlich bezeichnend noch durch Göthe's Worte deuten:

„Aber ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen  
Besriedigung noch nicht aus dem Busen quillen —  
Welch „holder Wahn,“ — doch ach! ein „Wähnen“ nur!“  
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?  
Guch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,  
An denen Himmel und Erde hängt,  
Dahin die welke Brust sich drängt —  
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?“

Mit diesem Beginn des letzten Sages nimmt Beethoven's Musik einen entschieden sprechenderen Charakter an: sie verläßt den in den drei ersten Sätzen festgehaltenen Charakter der reinen Instrumentalmusik, der sich im unendlichen und unentschiedenen Ausdrucke kund giebt;\* der Fortgang der musikalischen Dichtung dringt auf Entscheidung, auf eine Entscheidung, wie sie nur in der menschlichen Sprache ausgesprochen werden kann. Bewundern wir, wie

\*) Dieß wurde, von seinem Standpunkte aus diesen Charakter der Instrumentalmusik betrachtend, zu folgendem Auspruche bewogen: „in diesen Symphonien vernehmen wir aus dem tiefsten Grunde heraus das unersättliche, aus sich verirrende und in sich zurückkehrende Sehnen, jenes unaussprechliche Verlangen, das nirgend Erfüllung findet und in verzehrender Leidenschaft sich in den Strom des Wahnsinns wirft, nun mit allen Tönen kämpft, bald liegend den Bogen ruht, und Rettung suchend tiefer und tiefer sinkt.“ — Fast scheint es, als ob Beethoven bei der Conception dieser Symphonie von einem ähnlichen Bewußtsein über das Wesen der Instrumentalmusik gedrängt gewesen sei.

der Meister das Hinzutreten der Sprache und Stimme des Menschen als eine zu erwartende Nothwendigkeit in diesem erschütternden Recitativ der Instrumental-Bässe vorbereitet, welches, die Schranken der absoluten Musik fast schon verlassend, wie mit kräftiger, gefühlvoller Rede den übrigen Instrumenten, auf Entscheidung dringend, entgegentritt, und endlich selbst zu einem Gesangsthema übergeht, das in seinem einfachen, wie in feierlicher Freude bewegten Ströme die übrigen Instrumente mit sich fortzieht, und so zu einer mächtig.n Höhe anschwillt. Es erscheint dies wie der letzte Versuch, durch Instrumentalmusik allein ein sicheres, festbegrenztes und untrübbares freudiges Glück auszudrücken; das unbändige Element scheint aber dieser Beschränkung nicht fähig zu sein; wie zum brausenden Meere schäumt es auf, sinkt wieder zurück, und stärker noch als vorher dringt der wilde, chaotische Ausschrei der unbefriedigten Leidenschaft an unser Ohr. — Da tritt eine menschliche Stimme mit dem klaren, sicheren Ausdruck der Sprache dem Toben der Instrumente entgegen, und wir wissen nicht, ob wir mehr die kühne Eingebung oder die große Naivität des Meisters bewundern sollen, wenn er diese Stimme den Instrumenten zurufen läßt:

„Ihr Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“

Mit diesen Worten wird es licht in dem Chaos; ein bestimmter, sicherer Ausdruck ist gewonnen, in dem wir, von dem beherrschten Elemente der Instrumentalmusik getragen, klar und deutlich das ausgesprochen hören dürfen, was dem gequälten Streben nach Freude als festzuhaltendes höchstes Glück erscheinen muß.

Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken,  
Himmlische, dein Heiligthum,  
Deine Zauber binden wieder,  
Was die Mode streng getheilt;  
Alle Menschen werden Brüder,  
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Wem der große Wurf gelungen,  
Eines Freundes Freund zu sein,  
Wer ein holdes Weib errungen,  
Mische seinen Jubel ein!  
Ja, wer auch nur eine Seele  
Sein nennt auf dem Erdenrund!  
Und wer's nie gekonnt, der stehle  
Weinend sich aus diesem Bund.

Freude trinken alle Wesen  
An den Brüsten der Natur;  
Alle Guten, alle Bösen  
Folgen ihrer Rosenspur.

Rüffe gab sie uns und Reben,  
Einen Freund, geprüßt im Tod;  
Wollust ward dem Wurm gegeben,  
Und der Cherub steht vor Gott.“

Muthige, kriegerische Klänge nähern sich: wir glauben eine Schaar von Jünglingen daherziehend zu gewahren, deren freudiger Heldenmuth sich in den Worten ausdrückt:

„Froh, wie seine Sonnen fliegen  
Durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Laufet, Brüder, eure Bahn,  
Freudig, wie ein Held zum Siegen.“

Dies führt wie zu einem freudigen Kampfe, durch Instrumente allein ausgedrückt; wir sehen die Jünglinge muthig sich in eine Schlacht stürzen, deren Siegesfrucht die Freude sein soll; und noch einmal fühlen wir uns gedrungen, Worte Göthe's anzuführen:

„Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.“

Der Sieg, an dem wir nicht zweifelten, ist erkämpft; den Anstrengungen der Kraft lohnt das Lächeln der Freude, die jauchzend im Bewußtsein neuer errungenen Glückes ausbricht:

„Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken,  
Himmlische, dein Heiligthum,  
Deine Zauber binden wieder,  
Was die Mode streng getheilt;  
Alle Menschen werden Brüder,  
Wo dein sanfter Flügel weilt.“

Nun dringt im Hochgefühl der Freude der Ausspruch all gemeiner Menschenliebe aus der hochgeschwellten Brust hervor; in erhabener Begeisterung wenden wir aus der Umarmung des ganzen Menschengeschlechtes uns zu dem großen Schöpfer der Natur, dessen beseligendes Dasein wir mit klarem Bewußtsein ausrufen, ja — den wir in einem Augenblicke erhabensten Entrücktseins durch den sich theilenden blauen Aether zu erblicken wähen:

„Seid umschlungen, Millionen!  
Diesen Kuß der ganzen Welt!  
Brüder — über'm Sternenzelt  
Muß ein lieber Vater wohnen.

Ihr stürzt nieder, Millionen?  
Ahnest du den Schöpfer, Welt?  
Such' ihn über'm Sternenzelt!  
Ueber Sternen muß er wohnen.“

Es ist, als ob wir nun durch Offenbarung zu dem beseligenden Glauben berechtigt worden wären: jeder Mensch sei zur Freude geschaffen.

In kräftigster Ueberzeugung rufen wir uns gegenseitig zu:

„Seid umschlungen, Millionen!  
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

und:

„Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken,  
Himmlische, dein Heiligthum.“

Denn im Bunde mit von Gott geweihter allgemeiner Menschenliebe dürfen wir die reinste Freude genießen. — Nicht mehr bloß in Schanern der erhabensten Ergriffenheit, sondern auch im Ausdrücke einer uns geoffenbarten, süß beglückenden Wahrheit dürfen wir die Frage:

„Ihr stürzt nieder, Millionen?  
Ahnest du den Schöpfer, Welt?“

beantworten mit:

„Such' ihn über'm Sternenzelt!  
Brüder — über'm Sternenzelt  
Muß ein lieber Vater wohnen!“

Im traulichsten Besitze des verliehenen Glückes, des wiedergewonnenen kindlichsten Sinnes für die Freude, geben wir uns nun ihrem Genuße hin: uns ist die Unschuld des Herzens wiedergegeben, und segnend breitet sich der Freude sanfter Flügel über uns aus:

„Freude, Tochter aus Elysium,  
Deine Zauber binden wieder,  
Was die Mode streng getheilt;  
Alle Menschen werden Brüder,  
Wo dein sanfter Flügel weilt.“

Dem milden Glücke der Freude folgt nun ihr Jubel: — jubelnd schließen wir die Welt an unsere Brust, Jauchzen und Frohlocken erfüllt die Luft wie Donner des Gewölkes, wie Brausen des Meeres, die in ewiger Bewegung und wohlthätiger Ershütterung die Erde beleben und erhalten zur Freude der Menschen, denen Gott sie gab, um glücklich darauf zu sein.

„Seid umschlungen Millionen!  
Diesen Kuß der ganzen Welt!  
Brüder — über'm Sternenzelt  
Muß ein lieber Vater wohnen. —  
Freude! Freude, schöner Götterfunken!“

## Otto Ludwigs Erbförster auf der Leipziger Bühne.

Eine Wiederholung des Ludwig'schen Trauerspiels im Stadttheater (am Abend des siebenundzwanzigsten December) giebt uns erwünschte Veranlassung, nochmals auf dies wahrhaft bedeutende Werk zurückzukommen. Wir glauben über dasselbe nicht genug sagen zu können, denn wie wir schon früher Otto Ludwigs Befähigung eine epochemachende genannt haben, so drängt sich auch uns heute wieder die Ueberzeugung auf, daß nach Hebbels „Maria Magdalena“ der „Erbförster“ das größte bürgerliche Trauerspiel der Neuzeit ist. Mag man von der Weltanschauung in demselben sich nicht bestiegt, von der ganzen Tragödie zu sehr erschüttert fühlen, es wird niemand den dramatisch-poetischen Gehalt: die Wahrheit und das Mark der Charaktere, die Prägnanz und Kraft des Dialogs, die Consequenz in Anlage und Durchführung des Plans zu leugnen vermögen. Herauskitzeln lassen sich die Mängel des Dramas vielleicht beim Lesen (und wem daran liegt, der mag sich Rath's bei unsern stets bereiten souveränen Kritikern holen) — vor demselben in lebensvoller Darstellung verschwinden die kleinlichen Bedenken und Rücksichten. Sie machen dem einen Gefühl und Bewußtsein Platz: hier ist nichts von der Stickluft eines geistigen Bordells, wie sie in so vielen Bühnenprodukten der Gegenwart weht, hier ist volle Natur, — Waldluft um den einmal begonnenen Vergleich fortzuführen.

Gleich im Beginn muß uns diese Ueberzeugung kommen. Im Forsthaus von Dusterwalde herrscht rege Geschäftigkeit, Festarbeit — die Verlobung der Tochter Marie mit Robert Stein, dem Sohn des Fabrikherrn und Besizer von Dusterwalde, soll soeben gefeiert werden. Weiler, der Holzwärter, der früher einen Kramladen gehabt und dem die Gläubiger, als sie ihn zuschlossen, den „Herrn“ zwischen der Thür stecken ließen, hat keine Zeit mit anzugreifen, hat draußen alle Hände voll zu thun und weiß es doch möglich zu machen, im müßigen Umhergehen seine Gedanken über die Freundschaft des Erbförsters mit seinem Herrn auszusprechen. Er ist nicht zufrieden, daß trotz häufigen Streites das gute Vernehmen der beiden fort dauert, er ist der fröhlichen Gesichter satt. Erst der Eintritt Mariens verschucht ihn. Die Verlobte in wenigen Stunden, wird von seltsamen Empfindungen, von dem ganzen Weh der Ahnung durchschauert und sinnend fragt sie die Mutter, „ob es wohl jedem Mädchen, das eine Braut werden soll, so zu Muthe ist?“ Die wackere Hausfrau tröstet, vergleicht das Gefühl Mariens mit dem, welches uns befällt,



wenn der Frühling kommt. Sie spricht von ihrer Ehe, so ruhig, so gelassen giebt sie uns in wenigen Worten eine Lebensgeschichte von mehr als zwanzig Jahren. Gut und wohlmeinend — aber hausbacken ist's, was sie sagt und Marie, das Sonntagskind, die Sinnpflanze, fühlt sich davon nicht angeheimelt. Ganz wohl will ihr selbst an der Brust ihres Robert nicht werden und der Liebende muß alle Beredsamkeit aufbieten, um ihr begreiflich zu machen, daß „das neue fremde Leben“ ja doch das alte, nur schöner noch und inniger und glücklicher sein werde, daß sie den Vater ja nicht verlassen solle. Da erscheint der Erbförster Christian Ulrich. Barsch befiehlt er dem „Weibsvolk,“ das Zimmer zu verlassen und räuspert sich und geräth in Verlegenheit. Er hat sonst eine gute Lunge, aber wenn er predigen soll ist's ihm, „als ob er den Pastor im Chorrock hinter einem Hasen her sähe. Er spricht zu Robert lange und viel, der junge verliebte Mann versteht die Worte des Alten nicht. „Hochverrath gegen die Majestät des Pantoffels,“ wie später der Fabrikherr Stein des Erbförsters Ermahnungen bezeichnet, ist ein wesentlicher Charakterzug Christian Ulrichs. Der Weiber ganzes Dichten und Trachten geht dahin, das Reuiment in die Hände zu bekommen und wenn sie's haben, sind sie doch unglücklich, man muß ihnen darum nicht merken lassen, wie lieb man sie eigentlich hat, bei dieser Grundsache beharrt der alte Weidmann. Mariens Bräutigam, der junge Robert, schüttelt wie wir dazu den Kopf, er ist moderner und mag für Gleichberechtigung in Liebe und Ehe sein. Aber aus dem Munde des Erbförsters klingt die Ermahnung ganz trefflich. Noch hat Robert seine Wenn und Aber nicht geendigt, als die Hochzeitsgäste, der Vater des Bräutigams mit seinem Buchhalter Möller, dem stets Besessenen, „die Ehre des Hauses Stein und Sohn zu wahren,“ Wilkens, ein „großer“ Bauer und Vetter der Försterin, anlangen. Der Förster und Stein setzen sich sofort zum Kartenspiele nieder, indeß im Hintergrunde Wilkens und Möller Zwiegespräche halten, wobei der erste seinen ganzen Bauernstolz dem Buchhalter gegenübersetzt. Draußen erklingt Tanzmusik, es geräthen der Oberförster und Stein langsam und allmählig in Zwist und beginnen aufs neue den Streit, „ob durchgeforstet werden solle oder nicht.“ Der Förster stützt sich auf die Erfahrung, daß dies dem Wald Schaden verursacht, und spricht: „es wird nicht durchgeforstet!“ Der leichtbewegliche Stein geräth in Zorn, entsinnt sich, daß er mehr als Ulrichs Freund, daß er Herr von Dusterwalde ist, und entscheidet: „es wird durchgeforstet!“ Der Erbförster zieht die Sache noch in's Scherzende, als sie schon sehr ernsthaft zu werden beginnt, als Stein von Absehung spricht und wüthend das Haus verläßt. Alles wehklagt über

die Unterbrechung der Festfreude, die Tanzmelodien verstummen und Wilkens spricht bauernklug, während sich der Erbförster geruhig zum Kartenaustheilen hinsetzt und die Rückkehr des Fabrikherrn abwartet. Statt dessen erscheint Möller, der Buchhalter und verlangt determinirte Erklärung, ob er seine Einwilligung zum Durchforsten geben wolle oder nicht. Letzternfalls sei er nach fünf Minuten Besenkzeit Förster gewesen und der Buchjäger Gottfried (ein mauvais sujet des Stückes) werde seine Stelle erhalten. Natürlich ist nicht daran zu denken, daß der starre Mann im Gefühl seiner guten Sache nachgeben werde. Er beharrt dabei, daß ihn „der“ Stein nicht absetzen könne, ohne ihm „etwas nachzuweisen,“ er donnert den innerlich triumphirenden Buchhalter an, das Geld mitzunehmen, welches derselbe als einen Vierteljahregehalt hat liegen lassen, er beträgt sich schroff gegen den hereineilenden Robert Stein, der schon im Hafen des Glücks sich scheitern sieht. Andreas, des Erbförsters ältester Sohn, geräth um Marien willen mit Robert in Zwiespalt, er glaubt sich berufen, die Ehre seiner Schwester zu wahren. Mit der Zusicherung, durch nichts dahin gebracht werden zu können, seine Rechte an Marien aufzugeben, verläßt Robert das Haus, schließt der erste Act.

Der beginnende zweite führt uns in Steins Schloß. Der Fabrikherr bereut bereits seine Heftigkeit und geräth vollends in Verzweiflung, als Robert vor ihn tritt, ihn mit Vorwürfen überhäuft und schließlich droht, den Vater zu verlassen, der um einer Laune willen seine Lebenshoffnungen vernichtet. Da erscheint der Pfarrer gerade zur rechten Zeit, denn als der zurückkehrende Möller die Nachricht von des Erbförsters Starrsinn bringt und ankündigt, daß er den Buchjäger zum Förster ernannt habe, überstiegt Steins Aerger alle Grenzen und macht sich gegen den übereifrigen Möller Luft. Es hat ja nur ein Schreckschuß sein sollen, um den Alten im Jägerhaus ein wenig einzuschüchtern. Möller spricht von treuen Diensten, von der Würde des Hauses Stein und Sohn, der Fabrikherr verweist ihn mit dem Dank auf diese. Sich überlegend, daß nun nicht widerrufen werden könne, schlägt er den Pfarrer vor, den Vermittler zu machen und dem Erbförster die Verdoppelung seines bisherigen Gehaltes „einstweilen als Pension“ anzutragen. Ohne Säumen eilt der Pastor den Auftrag zu vollziehen.

Im Forsthaus hat sich die Aufregung natürlich nicht gelegt. Ulrichs Frau muß schweigen und dankt dem Himmel, daß endlich der Pfarrer erscheint. Aber für dessen Vorschläge hat der Förster kein Gehör. Stein kann ihn nicht absetzen, der Jäger Rupert in Erdmannsgrün hat sich in selbem Falle befunden und den Sieg davon getragen, nie-

mand soll ihn zum Schurken machen und unter den grünen Tannen, wo Großvater und Vater ruhen, will auch er sein Grab finden. „Wenn Sie, Herr Pastor, leben können ohne Ihre Ehre, so ist das gut für Sie oder vielmehr schlecht von Ihnen, ich kann es nicht! Für mich giebt's nur eine Wahl: entweder unter den grünen Tannen, oder hinter der Kirchhofsmauer!“ dies bleibt der letzte Entscheid, und da der Pfarrer zugiebt, daß Ulrich mit dem Herzen Recht hat, so wird dessen Unbeugsamkeit nur befestigt. Ein unglücklicher Zufall muß die Erbitterung des Erbförsters noch vermehren. Sein Sohn Ulrich ist im Wald mit Pflanzen in der Hand dem Buchjäger und sechs Holzhauern begegnet. Dieser hat ihn entwaffnet und schlagen lassen, trotz flehentlichen Bitten ihn lieber zu erschießen. Erzählen läßt sich die Scene nicht, in der „der Forstgehülfe Andreas Ulrich seinem Vorgesetzten“ das entehrende Geständniß thut. Erzählen läßt sich die Schlussitation kaum, in der der Erbförster jeden, der mit der Flinte den Wald betritt, als Wilddieb, „nach der Instruktion zu behandeln befiehlt,“ und seinen jüngern Sohn Wilhelm in die Stadt zum Advokaten sendet und Stein verklagen läßt. Da hilft kein Zureden, denn „Recht muß Recht bleiben.“

Eine Grenzschenke im dritten Acte läßt uns die Bekanntschaft zweier sehr würdigen Leute: der Wilddiebe Frey und Lindenschmiedt machen. Sie sind Repräsentanten neuer Theorien und Frey belehrt den Lindenschmiedt, daß die in den Zuchthäusern vereorungswürdige Dulder, die ehrlichen Leute dagegen Spitzbuben sind und das Gewissen als eine schlechte Angewöhnung zu betrachten sei. Das Gespräch der Wilddiebe (durch welches der gleichfalls anwesende Buchhalter Möller zum komisch eiligen Rückzug bewogen wird), ist der einzige Punkt, wo die Zeit in das so scharf abgegränzte und hermetisch umschlossene Drama hineinspielt. Von dem Ausruf im Herzoglichen drüben kommen Frey und Lindenschmiedt auf den Erbförster, der sich in seinem Forsthaus verschanzt hat und auf den Buchjäger, der betrunken unten im heimlichen Grund herumtaumelt, zu reden. Der Lindenschmiedt spricht von Zahlen einer alten Schuld, sechs mal schon hat er dem Buchjäger an den Hals gewollt, aber damals waren Gott und Gewissen noch Mode. Jetzt war' es Zeit, es giebt keinen „grünen Tisch“ mehr und — er hat nicht einmal ein Messer bei sich! Noch sinnt der wilde Mensch nach, als Andreas in die Schenke tritt und die geladene Flinte von sich stellt. Ihm ist übel geworden und er soll hier seinen Bruder Wilhelm erwarten. Der Lindenschmiedt erkundigt sich nochmals, ob ein Mord wirklich nicht bestraft werde und entfernt sich, die Flinte des eingeschlummerten Andreas, die mit einem gelben Tuche umwunden ist, stehend. Bald geht auch Frey; der Wirth, der ver-

dächtige Reden fallen hörte, theilt Andreas seine Besorgniß mit. Als dieser hört, daß es sich um den Buchjäger handelt, will er erst nicht einen Schritt thun, dennaber entsinnt er sich, daß man erst nach der Hülfe fragen müsse, wem man geholfen. Er entdeckt, daß seine Flinte gestohlen sei und stürzt nun, halb im Fieber, ohne dieselbe fort.

Die Katastrophe nähert sich mit schnellen Schritten. Noch einmal aber scheint sich alles zum Guten zu wenden, Stein, der Vater, und der Pastor treffen in der verlassenen Schenke zusammen. Robert hat einige Sachen zusammengerafft und das Schloß verlassen. Er soll überall gesucht werden, denn der Vater will ihm die Herrschaft Dusterwalde abtreten. Dadurch wird der gordische Knoten mit einem Schlage zerhauen, Robert kann den Erbförster mit allen Ehren wieder einsetzen und morgen — nein heute schon — geht der Fabrikherr zum Forsthaus und der unglückselige Tag ist nicht gewesen!

(Schluß folgt.)

## Ein Schwager.\*)

Familienfizze aus der neuesten Musikgeschichte,  
geträumt  
von einem  
„notorischen Anhänger Richard Wagners.“

Ich kam aus dem Theater. Man hatte Mozarts „Titus“ gegeben, ein aus guter, aber begeisterungsloser Musik und gewöhnlichem Theaterplunder, d. h. fahlen Verien und glänzenden Decorationen und Costümen zusammengesetztes Schauspiel, in welchem Männerdarstellerinnen dem Titel zu Ehren mit Titusköpfen erscheinen. Durch den Aufwand von hohlem Prunk hinter den Lampen und eine schreiende Blechverstärkung vor den Lampen war mit die traurige Dede, der ansteckend frostige Athem dieser über sich selbst langweilenden Hoftheateroper par excellence noch empfindlicher geworden. Der Bettler, der mit dem geschmacklos bestickten Königsmantel Bettler blieb und seine traurige Bettlerexistenz durch den Purpur erst recht grell beleuchtet werden ließ, hatte mich, der ich gerade zur Sentimentalität nicht geneigt war, ganz entsetzlich gelangweilt und abgespannt. Die Betrachtungen, die ich auf dem Heimwege anstellte, trugen die

\*) Aus der „Neuen für Zeitschrift Musik.“

Spuren dieser Eindrücke, und ich dispensire mich von deren Mittheilung. Der Umstand, daß ich unter der Fortsetzung derselben daheim angelangt, bald in einen soliden Schlummer versiel, wird meine Discretion rechtfertigen. Zudem will ich ja auch nur einen Traum erzählen, und daher alle Wirklichkeit bei Seite lassen, die nicht gleich den obigen Zeilen, wie aus dem Folgenden zu ersehen ist, mit meinem Traume in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Es heißt, die Träume vor Mitternacht beschäftigen sich mit der Vergangenheit, denen nach Mitternacht diene die Zukunft zum Gegenstande. So mag und wird es also ungefähr um die Geisterstunde gewesen sein, an dem Grenzpfahle beider Traumgebiete, als meine pro- und retrospektiven Visionen wirt in einander zu schmelzen begannen, und ich plötzlich den unausstehlich langweiligen Sertus aus dem „Titus“ auf mich zuschreiten sah. Bei jedem Schritte, den er that (ich glaubte deren zwölf zu zählen,) metamorphosirte sich die ganze Erscheinung. Bald nahm dieselbe die Züge eines alten Universitätsprofessors, bei dem ich einst Collegia gehört, bald die meiner Waschfrau, die ich am nächsten Morgen erwartete, an; — ich wählte aus den verschiedenartigen Proteiden nur diese zwei berührenden Extreme aus, um die Wierniß meiner Visionen anzudeuten und die Ueberraschung des Endresultates hervorzuheben, das mir plötzlich in der Gestalt eines sehr anständig und modern gekleideten Mannes in besten Jahren geboten wurde, dessen Gesichtsausdruck neben dem unverkennbaren Zeichen einer gewissen Geistesbeschränktheit und dem etwas verborgener liegenden Zuge einer — gewissen Unredlichkeit doch auch Geißvolles, Gescheutes und Gentlemanlikes enthielt. Als er plötzlich neben mich getreten war und mir freundlich grüßend auf die Schulter klopfte, glaubte ich einen alten Bekannten in ihm erkannt zu haben. Doch mußte ich mich in dieser Vermuthung getäuscht haben, denn auf meine Frage, mit wem ich die Ehre hätte, erwiderte er mit merkwürdig genug: „ich bin Sertus. Sie sehen mich unbeschäftigt aus. Wollen Sie mich ein Stück Wegs begleiten?“

„Wohin denken Sie sich zu begeben? fragte ich.

Sertus: „Ich muß auf den Bahnhof gehen. Ich erwarte mit dem nächsten Zuge meinem Schwager Annius von Weimar zurück, wohin er, um einer Aufführung von Wagner's „Lohengrin“ beizuwohnen, verreist ist. Plaudern wir ein wenig en route.“

Ich folgte ihm fast willenlos und in einer Erwartung, wie Hamlet dem Geiste seines Vaters.

Er faßte meinen Arm, als seien wir ganz intime Freunde, und begann, nachdem wir eine Weile schweigend neben einander her gegangen waren, das Gespräch mit der Frage: „Sie kennen ja die Wagnerschen Schriften. Kennen Sie aber auch seine Opern?“ — Als ich, ohne mein Verwundern über diese curiose Fragstellung zu äußern, dies bejaht, fuhr er fort: — „ich — bin, meinem Fache nach, eigentlich Jurist“ —

„Nun so bleibe bei Deinem Schweinsbledernen Corpus juris!“ dachte ich im Stillen.

Sertus: — „Jurist und Aesthetiker, und in der Musik nur Dilettant, schmeichle mir aber, es hierin durch den Umgang mit meinem Schwager Annius, den Sie ja als Componisten kennen und, wie mir bekannt, hochschätzen, bis zu einer ziemlichen Höhe“ —

„Des Dilettantismus gebracht zu haben,“ ergänzte ich höflich.

„Nun,“ knüpfte er wieder an, „sehen Sie, als Aesthetiker lasse ich der Wagner'schen Theorie in ihrem Principe und ihren Consequenzen — versteht sich mit gewissen Reserven — alle Gerechtigkeit widerfahren; es ist ein großer Schriftsteller.“

Ich: Seien Sie versichert, lieber Hr. Sertus, daß ich Ihnen, falls Sie einmal, man kann nicht wissen, in einem öffentlichen Concerte z. B. ein Flötensolo vortragen sollten, diesen schönen Zug Ihrer Unparteilichkeit mit meinem lebhaftesten Beifall vergelten werde.

Sertus: In seiner Theorie hat Wagner, wie gesagt, ganz Recht. Auch in seinen Opern, die ich allerdings nie gehört habe und nur aus dem Clavierauszuge kenne, zeigt er ein sehr hervorragendes dichterisch-musikalisches Talent. Sein Grundfehler aber eben ist, daß er Opern componirt, daß er für das musikalische Drama ein anachronistisches Interesse wieder zu erwecken sucht. — Wenn gleich Jurist, darf ich es mir doch auszusprechen getrauen: unsere Zeit hat keinen Beruf . . . .

Ich: Zur Gesetzgebung. Das hat bereits Savigny etwas früher sich auszusprechen getraut.

Sertus: Zur Operncomposition, sage ich. Das musikalische Drama hat sich ausgelebt. Mit der dramatischen Musik ist's zu Ende. Die Lyrik allein hat sich reine Formen bewahrt. Hier findet die moderne Kunst noch jungfräulichen Boden. Schubert ist gerade in seinen besten Sachen so maßvoll zu Werke gegangen, daß die Nachfolger noch Raum genug finden. Ich weiß recht wohl: non omnia possumus omnes. Und es ist im Grunde ganz vernünftig von Wagner, daß er keine Lieder

omponirt, sondern Opern. Es zeugt von Selbst-  
erkenntniß der Schranken, welche die geringere Na-  
tur seines Talentes ihm gesetzt hat. Es mangelt  
ihm eben die melodische Erfindung, der höhere ly-  
rische Schwung. Mit verminderten Septimenac-  
corden lockt man noch kein Lied vom Ofen; dazu  
gehört mehr, dazu sind Dominantaccorde nöthig,  
deren Gebrauch Wagner nicht versteht, zu deren  
Gebrauch ihm die nöthige musikalische Potenz fehlt.

Ich: Sie versteinern mich, lieber Hr. Sextus.  
Ich habe für mein Theil Wagner's Partituren auf  
das Gründlichste studirt, in- und auswendig gelernt  
und muß gestehen, daß mich aus dem Munde eines  
so gescheuten Mannes diese ebenso unwahre als ab-  
surde Behauptung. . . .

Sextus. Lassen Sie mich gefälligst ausdrücken  
und richten Sie dann nach Belieben. Ich finde es  
also, wie gesagt, sehr natürlich, daß Wagner dra-  
matische Musik macht, weil er unvermögend ist,  
lyrische zu machen. Das ist ganz gut. Aber —  
diese immer impertinenter eintreffende Ueberschätzung  
des Wagner'schen Genre's, die jetzt sogar in einen  
epidemischen und unerhört hitzigen Enthusiasmus  
auszuarten droht, muß mich Juristen für das wahre  
Heil der Kunst, für den guten Musikgeschmack der  
Gegenwart begreiflich in Sorgen versetzen. Denn  
— mit der Oper ist es aus. Die Lyrik dagegen. . . .

Ich: Es scheint mir noch nicht recht ersicht-  
lich, wohin Sie eigentlich kommen wollen. Jetzt  
ich nicht, so haben Sie den letzten Gedanken schon  
einmal ausgesprochen. . . .

Sextus: Wohin ich will? (mit vertrauli-  
cher Miene) das sollen Sie gleich erfahren. Sehen  
Sie, da ist mein Schwager Annius, der ist ein  
Lyriker! Nun, bevor der Teufel mit dem Richard  
Wagner da losging, da beschäftigte sich die pro-  
gressivistische Musikwelt ungemein viel mit Annius.  
Alle gebildeten Musiker schienen es zu begreifen,  
daß der Lyrik mit ihren reinen bewahrten Formen  
die Zukunft gehören müsse. Da kommt der Wag-  
ner mit seinem „Lannengrün und Bohnhauser“  
(er lächelte schalkhaft bei diesem homunculirten Galem-  
bourg) und (fuhr er ärgerlich fort) von der Lyrik und  
Annius, dem Lyriker, ist gar nicht mehr die Rede.  
Und, was nun noch das Allerschlimmste ist, mein  
Schwager Annius hat sich selbst von dem allgemei-  
nen Strom fortreißen lassen, sich auch in diese  
Opern vergafft, auch ein solches laible für Wag-  
ner gefaßt, daß er sogar seine begeisterte Anerken-  
nung in öffentlichen Blättern für ihn ausgesprochen  
hat. So sich selbst zu vergessen, so gar nicht an  
sich selbst zu denken, sich alles natürlichen, rein-  
menschlichen Egoismus zu entschlagen, es ist —  
um — — um den jungfräulichen Boden der  
Lyrik zu verlassen.

Ich: Es erseht mich ungemein, meine Vere-  
hrung für Ihren Schwager Annius durch den  
Umstand einer solchen Begeisterungsfähigkeit für die  
Wagner'schen Tondichtungen vermehrt zu sehen: sie do-  
cumentirt ihn als einen ächten Künstler mit Herz  
und Seele!

Sextus: Das ist eben Ihre Ansicht. Ich lasse  
es auch geschehen von seiner Seite. Aber, wo sich ein  
Mensch so selbst vergift, da ist es eben die Pflicht seiner  
nächsten Nebenmenschen, seiner Verwandten z. B.  
über ihn zu wachen, für ihn einzutreten. Ich, als  
sein Schwager kann dem Dinge nicht länger zu-  
geben, daß jetzt nicht mehr von ihm so wie früher  
die Rede ist, sondern nur von Titus, ich wollte  
sagen, Richard Wagner. Mir, als Schwager, das  
werden Sie begreifen, wenn Sie kein Proudhonist  
sind, kann es nicht gleichgültig sein, daß jetzt An-  
nius nicht mehr der „Hauptkakt“ sein soll, sondern  
ein anderer und zwar ein — Operncomponist.  
Die Lyrik geht vor dem Drama, die Lyrik. . . .

Ich: Ja, ja, jungfräulicher Boden, reine For-  
men, Schubert, Nachfolge — — verstehe, verstehe.

Sextus: Mit einem Worte, so kann es  
nicht bleiben. Es muß anders werden, — wie es  
früher war. Titus ist zwar erster Tenor und An-  
nius nur dritter Sopran, aber Annius pflügt das  
Feld der Lyrik und die Lyrik? . . .

Ich: Um Gottes Willen, seien Sie barm-  
herzig!

Sextus (sein lächelnd): Sie glauben, ich  
wolle auf Titus attentaten, ihn etwa hinrichten?  
Nein, ich werde ihn nicht würgen, nur würdigen.  
Beruhigen Sie sich. Aber er soll es doch be-  
kommen!

Ich: Was wollen Sie damit sagen? Sie  
werden doch nicht ein solches Hall —

Sextus Ich werde — ihn würdigen.  
Nehmen Sie sich in Acht, es könnte Ihnen leicht  
passiren, daß Sie als „notorischer Anhänger“ auch  
einmal gewürdigt würden!

Ich: Es überrieselt mich kalt.

Sextus: (in immer dienlicherer Begeisterung  
gerathend.) Ja, ich werde Annius Schwager sein,  
mich bewahren als Schwager in des Wortes ver-  
wegenster Deutung!

Ich: Wie heißt? würde wahrscheinlich ein  
berühmter Operncomponist der Gegenwart einschal-  
ten müssen, wenn er gegenwärtig wäre.

Sextus: Fort mit — Zwickauer, dessen  
Beseitigung als Musiktyrannen ich seiner Zeit mit  
sehr viel Befriedigung und Wohlbehagen zusehen

habe. Uergerlich war's freilich, daß man die Polemik so unpolitisch angriff, so ungeschickt, so unlogisch. Warum hat man sich am „Propheten“ gerieben? wie einfältig! „Prophet“ — gilt nichts. An den fünfzig Romanzen und Liedern mußte man ihn meiner Ueberzeugung nach zu ruiniren suchen. An der Lyrik hat er sich den Hals gebrochen, hat er Schiffbruch gelitten. Ja, die Lyrik, das ist der Prüfstein. Die jungfräuliche Lyrik . . . .

Ich: Um auf unseren Hammel zurückzukommen. Was wollten Sie mit dem Schwager?

Sextus (sich auf's Neue montirend): Schwager? ja richtig, Schwager, aber „durch ein edler Band als die Natur es schmiedet.“ Wenn ich den Titus entthront, wenn ich Wagner gewürdigt, dann werde ich zeigen, daß ich auch was Positives bei mir trage, nicht bloß mich mit dem Negativen abgebe! Ich werde meinen Schwager proclamiren, beweisen, daß ihm allein die Ehre gebührt, ich werde den Annius ausposaunen, austrompeten, ausposthornen, ich werde der Possillon, der Schwager seines Ruhmes sein!

Ich: Das hat er nicht verdient!

Doch kaum hatte ich noch dies letzte Wort gesprochen, als Sextus aus einer Seitentasche seines Paletots eine unförmliche blecherne Kindertrompete hervorgeholt hatte und mit furchtbarem Jubel hineinschmetternd um mich herumgaloppierte. Zu gleicher Zeit wurde der Bahnzug signalisirt. Die Locomotivpfeife gestellte sich sellend, wie ich's nie gehört, zu dem Posthorne des „Sextus“ — es war ein grausenretzendes, ohrenzerreißendes, herzzereißendes Concert! Schleunigst ergriff ich die Flucht.

Wild fuhr ich aus dem Schlummer empor. Das Läuten an meiner Thüre hatte mich erweckt. Der Briefträger brachte mir die neue Nummer der „Neuen Zeitschrift für Musik.“ Das Kreuzband, welches ziemlich lose seinen Inhalt umgürtete, brachte mir einen Paragraphen der seligen deutschen Grundrechte in Erinnerung. Dazu das ironische Lächeln, welches die Lippen des Staatsbeamten umspielte. Schon lange war er mit des Tonkünstlers verdächtig gewesen. Ich las, verstand nie dieses Lächeln und lächelte gleichfalls.

Peltast.

## Fenilleton.

### Beitschwingen.

Ein Brief von Franz Liszt. Bei Besprechung des Hoplit'schen Buches „das Musikfest in Karlsruhe“ gedachten wir eines Briefes von Franz Liszt an den Verfasser. Wir theilen denselben sowohl in Rücksicht darauf, daß er zur Ergänzung der von uns aus der „N. Zeitschr. f. M.“ abgedruckten „Karlsruher Briefe“ dient, als auch daß er allgemeines Interesse hat, mit: „In verschiedenen Berichten, welche über das Karlsruher Musikfest veröffentlicht wurden, scheint über einen Punkt genügende Uebereinstimmung zu herrschen: „über die Unzulänglichkeit meiner musikalischen Leitung.“ — Ohne hier erörtern zu wollen, in welchem Grade absichtliches Vorurtheil zu dieser Meinung beigetragen habe; ohne ferner zu untersuchen, inwieweit dieselbe durch die einfache Thatsache hervorgerufen wurde, daß die Wahl, mit Uebergehung der Kapellmeister von Karlsruhe, Darmstadt und Mannheim auf mich gefallen war: so würde es dennoch mit keinesfalls zukommen, An-

sprüche zu erheben, welche sich mit jener Behauptung in Widerstreit befänden, — falls ihr eine factische und rechtliche Basis zu Grund läge. Aber gerade dies muß ich sehr bestimmt in Abrede stellen.

Was zunächst die Thatsache betrifft, so scheint man nicht bestreiten zu können, daß das Programm insgesammt sich einer vorzüglichen Ausführung zu erfreuen hatte, daß das Verhältniß und die Klangwirkung der, in Berücksichtigung der gewählten Lokalität zusammengestellten Instrumente, befriedigend und selbst vortrefflich genannt werden muß. Naiver Weise giebt man das sogar mit dem Beisatz zu: daß es wahrhaft überraschend sei, daß das Ganze so vortrefflich ausgefallen sei, „trotz der Unzulänglichkeit meiner Leitung.“

Ich bin weit davon entfernt, mich mit den Pfauensfedern der Orchester von Karlsruhe, Mannheim und Darmstadt schmücken zu wollen, und gewiß mehr als irgend Jemand geneigt, den ausgezeichneten Talenten ihrer einzelnen Mitglieder volle

Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber dennoch muß ich es durch das Zeugniß meiner Gegner selbst als erwiesen betrachten, daß die Aufführung zuweilen überraschend, und im Ganzen weit besser sich herausgestellt hat, als man zufolge meiner Direktion zu erwarten sich berechtigt glaubte.

Ist diese Thatsache einmal zugegeben, so bliebe nur noch übrig zu untersuchen, ob ich denn wirklich derselben so völlig fremd sei, wie man mit besonderer Vorliebe zu behaupten sucht, und welche Gründe wohl dazu bestimmen konnten, einen Orchesterdirigenten dergestalt öffentlich anzuklagen, obgleich die Ausführung seines Orchesters zufriedenstellend war, zumal wenn man billigerweise die Neuheit der gebotenen Musikstücke für beinahe das ganze Personal in Betracht zieht. Denn, wie es in Karlsruhe hinreichend bekannt ist, war die Die Symphonie, ebenso wie die Werke von Wagner, Berlioz, Schumann, ic. gründlich nur mit allein bekannt, was daraus erklärlich ist, daß sie früher an diesen Orten noch zu keiner Aufführung gelangt waren — mit Ausnahme des Sings von Berlioz, den nur ein Theil der Karlsruher Kapelle unter des Componisten eigener Leitung (in Baden) mitgespielt hatte.

Wende ich mich nun zu der Frage nach der Berechtigung dieses Urtheils: ob man mit gutem Gewissen und vollkommener Sachkenntniß mit dem Vorwurf machen könne, ein unzulänglicher, unerfahrener, unsicherer, ic. Dirigent zu sein — so sei es mir, ohne mich rechtfertigen zu wollen (was ich bei denen, die auf mein Verständniß eingehen, nicht nöthig zu haben glaube) dennoch gestattet, eine Bemerkung zu machen, welche auf den Grund der Sache selbst zurückgeht.

Die Werke, für welche ich öffentlich meine Bewunderung und Vorliebe bekenne, gehören der Mehrzahl nach zu denjenigen, welche die mehr und minder namhaften — insbesondere die sogenannten „tüchtigen“ Kapellmeister — wenig oder gar nicht ihrer persönlichen Sympathie werth finden, und zwar dergestalt, daß eine von ihnen veranstaltete Aufführung zu den Seltenheiten gehört. Diese Werke, von denjenigen an, welche man jetzt gewöhnlich als dem Style der letzten Periode Beethoven's angehörig bezeichnet, und deren Ursprung man vor noch nicht langer Zeit, mit großem Mangel an Ehrfurcht, durch die „Taubheit“ und „Geistesverwirrung“ Beethovens erklärte!) erfordern, meinem Urtheile nach, von Seiten der ausführenden Orchester einen Fortschritt — dem wir uns zu nähern scheinen, der aber noch weit entfernt ist, aller Orten seiner Verwirklichung entgegen zu gehen — einen Fortschritt in der Betonung, in der Rhythmisirung, in der Art, gewisse Stellen im De-

tail zu phrasiren und zu declamiren, und Schatten und Licht im Ganzen zu vertheilen; mit einem Wort einen Fortschritt im Styl der Ausführung selbst. Dieser knüpft zwischen dem spielenden und dirigirenden Musiker ein Band von anderer Art, als das, welches durch einen unverwüßlichen Taktschläger gekittet wird. An vielen Stellen möchte selbst die grobe Aufrechterhaltung des Taktes und jedes einzelnen Tacttheiles | 1, 2, 3, 4 | 1, 2, 3, 4 | einem sinn- und verständnißvollen Ausdruck entgegenarbeiten. Hier, wie allwärts, tödtet der Buchstabe den Geist — ein Todesurtheil, das ich nie unterzeichnen werde, wie gehässig auch in ihrer erheuchelten Unparteilichkeit die Angriffe ausfallen, welchen ich ausgesetzt sein mag.

Für die Werke von Beethoven, Berlioz, Wagner ic. sehe ich noch weniger als für andre die Vortheile ein, (die ich auch anderwärts mit Ueberzeugung bestreiten möchte) welche daraus entstehen könnten, daß ein Dirigent die Funktion einer Windmühle zu der seinen macht, und im Schweiß seines Angesichts seinem Personal die Wärme der Begeisterung mitzutheilen sucht. Da namentlich, wo es sich um Verstandniß und Gefühl handelt, um ein geistiges Durchdringen, um ein Entflammen der Herzen zu geistiger Gemeinschaft im Genuße des Schönen, Großen und Wahren in der Kunst und Poesie: da dürfte die Selbstenügsamkeit und handwerksmäßige Fertigkeit der gewöhnlichen Kapellmeister nicht mehr genügen, sondern dürfte sogar mit der Würde und erhabenen Freiheit der Kunst im Widerspruch stehen! — Auch werde ich, mit Erlaubniß meiner gefälligen Kritiker, bei jeder weiteren Gelegenheit es bei meiner ungenügenden Fähigkeit (oder „Unzulänglichkeit“) bewenden lassen, und zwar principiell, und einer inneren Ueberzeugung folgend, welche mich niemals zu der Rolle eines Takt-Professes herabsinken lassen wird — eine Rolle, zu der mich fünf und zwanzig Jahre Erfahrung, Studium und aufrichtige Begeisterung für die Kunst in keiner Weise geeignet machen.

Bei aller Hochachtung, welche ich vielen meiner Kollegen zolle, und bei aller Bereitwilligkeit, die guten Dienste, die sie der Kunst geleistet haben und noch leisten, mit Vergnügen anzuerkennen, glaube ich mich denn doch nicht verpflichtet, in jedem Punkt ihrem Beispiele nachzuahmen — und zwar eben so wenig, was die Wahl der auszuführenden Werke, als was die Art ihrer Auffassung und Direktion betrifft!

Ich glaube es schon einmal gegen Sie ausgesprochen zu haben: die wirkliche Aufgabe eines Kapellmeisters besteht, meiner Meinung nach, darin, sich augenscheinlich überflüssig zu machen — und mit seiner Funktion möglichst zu ver-

schwinden. — Wir sind Steuermänner und keine Kuderknechte.

Und selbst wenn dieser Anspruch auf noch größere Opposition Einzelner stoßen sollte, bin ich außer Stand, eine Meinung, die ich für die richtige halten muß, zu ändern. Für die Weimarer Kapelle hat die Anwendung dieses Princips vorzügliche Resultate herbeigeführt, Resultate, welche selbst einige meiner jetzigen Tadler seiner Zeit lobend anerkannt haben. Darum werde ich fortfahren, ohne Entmuthigung, ohne falsche Bescheidenheit, der Kunst meine Dienste so zu weihen, wie ich es für das Beste halte — und wie es wohl auch am Besten sein wird. —

Nehmen wir also den Fehdehandschuh, welcher uns in Gestalt von Schlafmützen hingeworfen wurde, ohne Unruhe und Sorge auf, und beharren wir im Bewußtsein unseres gutes Rechtes — und unserer Zukunft. —

Weimar, den 5. November 1853.

F. P. 1131.

**Deutsche Bibliothek.** Von der im Verlage von Meidinger und Comp. in Frankfurt a. M. erscheinenden „deutschen Bibliothek“ wurde soeben der zweite Band: „Charlotte Ackermann,“ ein Hamburger Theaterroman von Otto Müller, ausgegeben. Die Heldin desselben ist die erste deutsche Künstlerin aus der Zeit Eckhofs und Schröders, die beaeiserte Darstellerin der Minna von Barnhelm, deren kurzes Dasein mit einem unvergänglichen Ruhmeskranze umgeben bleiben wird. Die Situationen und Schilderungen des Romans, die Personen, welche sich um Charlotte gruppieren, sind eben so interessant, als die Gesamtaufassung und Ausführung wahrhaft künstlerisch. Otto Müller hat das bestätigt, was sich schon nach seinem „Bürger“ und seinem „Tannenschütz“ sagen ließ, daß er einer der besten und geistreichsten deutschen Erzähler geworden ist. — Das ganze Unternehmen der „deutschen Bibliothek“ erseut sich eines guten Fortgangs. Zunächst sind verheißen: „der Dunkelgraf“ von Ludwig Beschstein, „das Musikantenthum“ von Robert Prutz, „die Herzogin von Gotha“ von Ludwig Storch, „Kunstnovellen“ von Wolfgang Müller von Königswinter u. s. w.

**Der Tannhäuser in Hamburg.** Richard Wagners „Tannhäuser“ hat in Hamburg, wie man von dort schreibt, gut besetzt, aber keine „vollen Häuser“ wie Meyerbeers Opern gemacht. Hiervon zu Ungunsten des Werks schließen zu wollen, wäre abgeschmackt. Die Erfahrung lehrt leider, wie wenig Anwendung das „vox populi, vox Dei“ auf deutsche Kunstzustände Anwendung leidet. Opposition in ausführlicherer Weise macht sich besonders in einem längen Berichte der „Jahreszeiten“ kund.

**Robert Gisekes neuester Roman.** Wir theilten im vorigen Jahre aus einem Roman von Robert Giseke: „Kleine Welt und große Welt“ ein Bruchstück mit und bemerkten, daß wir nach Erscheinen des Gesamtwerkes auf dasselbe zurückkommen würden. In drei Bänden elegantester Ausstattung hat der Roman vor kurzem die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung verlassen und wird nicht verfehlen, beim Publikum die günstigste Aufnahme zu finden. In Gisekes Werken walten zwei Elemente in bestimmter Weise vor. Einmal die glückliche und gelungne Schilderung des deutschen Kleinlebens, das uns bald als Philistertum mit überlegenem Humor, bald als Poesie mit liebenswürdiger Hingebung dargestellt wird. Das andern: die geistreiche, scharfe Erfassung und Beleuchtung moderner Culturzustände, moderner Blasphemie und Zerrissenheit. Lediglich das letzte findet sich in Gisekes „Carriere“ vertreten, mehr dem ernstern zugeneigt ist das „Pfarr-Röschen,“ während die „Modernen Titanen“ beide Seiten aufweisen. In seinem neuesten Romane hat Giseke abermals beides vereinigt. Doch ist das Gemüth und die Harmlosigkeit vorwaltend geworden, besonders in der Person des Helden Hans von Seldig. Der ganze Charakter des jungen Malers ist so frisch und originell, daß wir uns nur wohlthuend davon angeheimelt fühlen. Der mittlere Theil des Buches, der in Berlin spielt, bringt Gemälde aus einer Culturwelt, von der sich eine Seele, die selbst noch nicht von ihr angefaßt wurde, ein wenig abgestoßen fühlt. Versöhnlicher als der Comerzienrath Selbstherr und seine Gattin Judith stimmt die Erscheinung Amely's der Tochter. Ein eigenthümlicher Geist ruht über der Erzählungsweise und dem Styl der „Großen und kleinen Welt.“

**Ludmilla.** In der trefflich redigirten „Novellen-Zeitung“ lesen wir soeben ein längeres erzählendes Gedicht: „Ludmilla“ von unserm Mitarbeiter Friedrich Groch. Das kleine Epos verdient um seiner Frische und seines reizvollen Inhaltes willen alle Empfehlung und läßt den Wunsch in uns entstehen, recht bald eine Sammlung der Produkte des talentvollen jungen Dichters erscheinen zu sehen.

**Neue Dichtungen von Julius Hammer.** Der als treffliche Lyriker bekannte Julius Hammer in Dresden, der schon früher mit einer Gedichtsammlung: „Schau in Dich und schau um Dich“ vielen Beifall fand, hat im Verlage von F. A. Brockhaus soeben einen neuen Band Dichtungen unter dem Titel: „In allen guten Stunden“ erscheinen lassen. Wir beabsichtigen in der Bücherchau ein mehreres zur Empfehlung des Buches zu sagen.

## Vermischtes.

**Eine kleine Tagesgeschichte.** Man berichtet, daß Charlotte Birchpfeiffer, die classische Nachfolgerin August von Kobernues, kürzlich von einem Wollefabrikanten aus der Provinz um eines ihrer Dramen für das Liebhabertheater des Städtchens angegangen wurde. Wahrscheinlich um der Bitte mehr Bewiche zu verleihen, war ihr ein großes Packet mit — Strickgarn beigelegt. Wo denkt der gute Mann aus der Provinz aber hin! Zwanzig Akte per Jahr lassen keine Zeit zum Strümpfe stricken!

**Ein Denkmal für Richard Löwenherz.** Am ersten December wurde in London die Errichtung des Denkmals für den König Richard Löwenherz (auch Laien in der Geschichte durch schlechte Romanzen hinlänglich bekannt) begonnen. Dasselbe kommt auf dem Platze vor Westminsterhall zu stehen.

**War denn Homer kein Dichter?** Zu dem bekannten Naturdichter Weiß in Nürnberg, der sich durch seine Gedichte rasch einen gewissen Namen gemacht, und deshalb oft von durchreisenden literarischen und andern namhaften Persönlichkeiten besucht wurde, kommt einst eine Dame, auch Dichterin, F. v. S. — Sie spricht viel und hoch. Der arme Weiß wird ganz verlegen, vorzüglich als sie nun gar auf das Gebiet der Religion hinüberschweift und ihn endlich fragt: ob er denn auch wohl wirklich Religion hätte, sie glaube aus seinen Gedichten gerade das Gegentheil schließen zu müssen. Weiß giebt eine ausweichende Antwort, und nun ergeht sich die Dame in einer langen Rede über die Nothwendigkeit der Religion zur Poesie. Wer kein ächter, wahrer Christ, könne nie ein Dichter sein. —

„War denn aber Homer auch kein Dichter?“ fragt der einfache Weiß.

Die Dame sieht ihn ganz verwundert an, und — geht. —

(Novellen-Zeitung.)

## Aufforderung.

Ludwig Tieck, (geboren in Berlin den 31. Mai 1773, gestorben in Berlin den 28. April 1853), gehörte nicht bloß zu den großen Dichtern und geistreichsten Kritikern unsres Vaterlandes; er gehörte auch durch Edelmuth und Freiheit der Gesinnung zu den liebenswürdig-

sten Menschen. Bei diesen Verhältnissen erfordert Pietät, Nationalchre und Dankbarkeit, daß sein Grab durch ein würdiges Denkmal erhalten und geheiligt werde. Seine Majestät der König von Preußen hat diese Ansicht selbst ausgesprochen und sich allergnädigst bereit erklärt, die Unternehmung zu befördern.

Nach diesem hohen Vorgange haben die Unterzeichneten keinen Zweifel, daß die Behrerer, Freunde und Freundinnen des verstorbenen Dichters gleiche Gesinnungen hegen. Damit jedoch die Zahl der Theilnehmer sehr groß werden möge und unsre Aufforderung leichter Eingang finde, ist als Regel festgesetzt worden, daß der Betrag jeder einzelnen Privatversion (Männer oder Frauen) nicht über einen Thaler betragen soll. Das Verzeichniß der Theilnehmer wird später nach den Ortschaften und dem Alphabete gedruckt werden.

Wir bitten alle Redactoren, diese Ansfündigung gütlich in ihre Blätter aufzunehmen und bei allen Freunden und Freundinnen des Dichters in ganz Deutschland eifrig für die Sammlung von Beiträgen zu wirken. Die Verzeichnisse der Theilnehmenden, sowie die eingegangenen Gelder sind an irgend einen der Unterzeichneten und insbesondere an den Geheimenrath Gamet (Charlottenstraße 58), welcher die weitere Verwaltung übernommen hat, einzusenden.

Berlin den 30. November 1853.

v. Bassowik, Bamell, Fährdrich, Gamet, H. G. Grimm, v. d. Hagen, Haering, F. Hauck, v. Humboldt, Rud. Köpke, Krausnik, Fichtenstein, v. Olfers, Perh, Rauch, F. v. Raumer, Gr. v. Reedern, G. Reimer, Joh. Schulze, Spiker, Stüler, Sydow, Teichmann, Waagen, Werder.

## Berichtigungen.

Im Motto von N. 1. soll es Zeile drei statt:  
Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiel  
heißen:

Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel —  
Seite 10. Sp. 2. Zeile 31. hat der Punkt statt nach „Gegentheil,“ nach „Margarethens“ zu stehen. —

Seite 14. Sp. 1. Zeile 39. statt Romancier: Romancier.

## Briefkasten.

Herrn D. M. in Dresden. Sie werden verzeihen, daß wir zur Veröffentlichung Ihres „Lebens mit der Natur“ nicht geneigt sind. Herrn W. W. in Dresden. Besten Dank. Wir schreiben bald. Herrn G. W. al. G. F. in Breslau. Wir haben kaum Platz für deutsche Rosen, geschweige denn für die von Jericho. Fr. M. N. in Dresden. Antwort erfolgt demnächst. Fr. E. D. in Meissen. Wir bitten um baldige Nachricht. Fr. M. R. in Bromberg. Wir bedauern von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. —

Wir machen alle Einsender von Gedichten nochmals darauf aufmerksam, eine Abschrift zu behalten, da wir auf eine Zurücksendung nicht eingehen können.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.